

Kurt Röttgers



Identität als Ereignis

Zur Neufindung eines Begriffs

Sozialphilosophische Studien

[transcript]

Aus:

Kurt Röttgers

Identität als Ereignis

Zur Neufindung eines Begriffs

März 2016, 396 Seiten, kart., 49,99 €, ISBN 978-3-8376-3391-7

Der Begriff der Identität, ehemals viel diskutiert, scheint heute an Sprengkraft verloren zu haben. Die Gründe hierfür sind wohl darin zu suchen, dass Medialität mittlerweile an die Stelle von Anthropozentrik und Subjektzentrierung getreten ist.

Daher wird hier erstmals ein Identitätsbegriff vorgeschlagen und entwickelt, der nicht mehr der Kontinuitätsvorstellung folgt, sondern den Ereignischarakter von Identität hervorhebt und der daher für Philosophie und Sozialwissenschaften gleichermaßen anschlussfähig ist.

Kurt Röttgers (Professor i. R.), lehrte bis 2009 an der FernUniversität in Hagen. Er ist Ehrenmitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und Mitherausgeber der »Sozialphilosophischen Studien« (transcript). Sein Forschungsschwerpunkt ist Sozialphilosophie.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/978-3-8376-3391-7

Inhalt

0. Die Identität des medialen Selbst – Problemaufriß	7
0.1 Identität in der Spätmoderne	7
0.2 Der Neueinsatz bei der Problematik in der medialen Postmoderne	11
1. Geschichte und Identität in sozialen Prozessen	13
2. Medialität	49
2.1 Zum Begriff des Mediums	49
2.2 Zwischenbilanz	59
2.3 Was ist ein Medium?	60
2.4 In der Mitte: Das Medium. Mittel – Mitte – Mit	94
2.5 Das Netz	106
2.6 Ansätze der Medienphilosophien	116
2.7 Luhmanns Medienbegriff	143
2.8 Andere Theoretiker der Immanenz von Kommunikation	147
2.9 Die Angeletik (Capurro)	154
3. Sozialer Wandel und die Frage der Identität	157
4. Das Selbst in Kommunikation	161
4.1 Seelenleiden im kommunikativen Text	161
4.2 Kritik	167
5. Identität, sozial	177
5.1 Vorbemerkung	177
5.2 Hermeneutik	185
5.3 Selbst-Verfügung	186
5.4 Der Dritte	190
5.5 Wer hat überhaupt Identität?	191
5.6 »Erzähle dich selbst«	193
5.7 Erzählungen und Handlungen	205
5.8 Risiken der Nähe, Risiken der Distanz	207

6. Identität und Synchronisierung	211
6.1 Mythos – Logos – Narration	211
6.2 Individuelle Synchronisierung und objektive Geschichte	220
6.3 Symptomatik /Authentizität	223
6.4 Synchronisierung als Disziplinierung	224
6.5 Tanz und andere Synchronisierungen	225
6.6 Synchronisation und Identität	228
6.7 Gleichzeitigkeit	229
6.8 Synchronizität	232
7. Spruch und Widerspruch (Dialektik?)	237
7.1 Identität – Text – Selbst	237
7.2 Identität in der Zeit	238
7.3 Abweichung in Geschichten – Historische Experimente	239
7.4 Kommunikation, synchronisierend	241
7.5 Kommunikationsstörungen	242
7.6 Dialektik	252
8. Identität als Ereignis	325
8.1 Transitorische Identität	325
8.2 »ICH ist ein anderer«	328
8.3 Identität als Prozeß im Rahmen des kommunikativen Textes	336
8.4 Identität als Ereignis	339
8.5 Folgerungen und Rückblicke	346
Literaturverzeichnis	353
Index nominum et rerum	377

0. Die Identität des medialen Selbst – Problemaufriß

0.1 IDENTITÄT IN DER SPÄTMODERNE

1976 stellte Thomas Luckmann im Arbeitskreis »Poetik und Hermeneutik« mit Bestimmtheit fest: »Es wird kaum bestritten werden können, daß über persönliche Identität und verwandte Begriffe noch nie so viel geredet und geschrieben worden ist, als heutzutage.«¹ Und die Herausgeber des Bandes zu der Tagung nennen das Thema »Identität« »ein gegenwärtig breit und heftig diskutiertes Thema.«² Zwar stellt Luckmann als Grundsatz fest: »Persönliche Identität als Daseinsform des Menschen wird wohl überall dort angenommen werden müssen, wo man überhaupt vom Menschen sprechen will.«³ Aber als »Daseinsform« gehöre sie zu den Selbstverständlichkeiten, über die man eigentlich nicht zu reden braucht. In den Siebzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts änderte sich das: Alle Welt redete über Identität und Identitätskrisen. Warum?

Und daher fragt Luckmann weiter: Haben die Menschen (»*massenweise*«) keine anderen Lebensprobleme, so daß »sie sich selbst zum Problem werden können?«⁴ Er unterstellt sogar, daß eine derartige Problematisierung von Identität in der Menschheitsgeschichte »außerordentlich selten« gewesen seien.

Noch 2011 stellt Norbert Meuter fest, daß sich der Begriff der Identität »zu einem der zentralen Grundbegriffe der Kulturwissenschaften« entwickelt habe.⁵

1 Th. Luckmann: Persönliche Identität, soziale Rolle und Rollendistanz. In: Identität, hrsg. v. O. Marquard u. K. Stierle. München 1979, p. 293-313, hier p. 293.

2 I. c., p. 11

3 Th. Luckmann: Persönliche Identität, soziale Rolle und Rollendistanz, p. 293.

4 ibd.

5 N. Meuter: Identität. In: Neues Handbuch philosophischer Grundbegriffe, hrsg. v. P. Kolmer u. A. G. Wildfeuer. Freiburg 2011, II, p. 1199-1214, hier p. 1207.

Angesichts der ausufernden Diskussion um Identität in den Siebzigerjahren bemerkt Odo Marquard⁶ süffisant: die Diskussionsfreude zum diesem Thema »bringt nicht nur Ergebnisse, sondern auch Verwirrungen.«

Heute aber ist Identität kein vieldiskutiertes Thema mehr. Daher stellen sich zwei Fragen: Erstens, wie kam es damals zu dieser Dramatisierung der Identitätsthematik? Zweitens, was widerfuhr dem Thema, daß es heute als »alter Hut« erscheint? Ist es nur so, daß das Thema »ausgelutscht« ist, also entweder die Verwirrungen endgültig beseitigt oder aber so sehr gesteigert wurden, daß es unsinnig wurde, sich weiter an der Diskussion zu beteiligen? Und: was heißt es für die Postmoderne, daß Themen in ihr gewissermaßen einfach absterben können und wie Epidemien einfach aufhören, weil alle jetzt hinreichend gegen das Thema geimpft sind? Zur Beantwortung der zweiten Frage soll das vorliegende Buch einen Beitrag liefern. Zur Beantwortung der ersten Frage ist ein kurzer Blick auf die philosophische Zeitgeschichte (die Spätmoderne also) angebracht. Was also machte im Ausgang der Moderne Identität zu einem Problemfeld?

William James führte in seinen »Principles of Psychology« (1890) verschiedene Begriffe von »Selbst« ein, das »soziale Selbst« (=Identität) beruhe auf sozialer Anerkennung. Aber erst George Herbert Mead,⁷ der ebenfalls den Begriff »Identität« für die Problematik noch nicht verwendete, präzierte das Konzept in der doppelten Perspektive erstens einer Konstanz oder Kontinuität von sozial bestimmten Verhaltensmustern und zweitens einer reflexiven Selbstdeutung; Mead verwendete dafür die Termini »I« und »Me«; diese Tradition wird in Amerika von Anselm Strauss und Erving Goffman fortgeführt (symbolischer Interaktionismus).

Erst der Einfluß der Theorie Freuds führte in der Rezeption der psychoanalytischen Theorie zu dem bekannten Identitätsbegriff, wie er sich dann vor allem bei Erikson findet. Erikson⁸ stellt die Persönlichkeitsentwicklung als eine Folge von Krisen der Identifikation und ihrer Bewältigung dar. Sein Ausgangspunkt war der von ihm entdeckte Befund der »Identitätsdiffusion« bei amerikanischen Jugendlichen, die das Gefühl hatten, »daß das Leben geschieht, statt aus eigener Initiative gelebt zu werden [...]«⁹ Aber Erikson nimmt nicht mehr an, daß es einen Identitätskern »gibt«, der nun in den pathologischen Fällen zerborsten sei, sondern die Pathologie resultiert aus mißlungenen Bewältigungen der sozial erforderlichen Identitätskrisen-Bewältigungen. In den nichtpathologischen Fällen resultiere aus diesen Bewältigungen das erwachsene, autonome Subjekt, das volle Identität, d.h. Kontinuität seiner selbst hat.

6 O. Marquard: Identität: Schwundtelos und Mini-Essenz – Bemerkungen zur Genealogie einer aktuellen Diskussion. In: Identität, p. 347-369, hier p. 347.

7 G. H. Mead: Mind, Self, and Society. Chicago 1934; erst die deutsche Übersetzung, erstmals 1969, führt für »Self« den Begriff »Identität« ein.

8 E. Erikson: Identität und Lebenszyklus. 11. Aufl. Frankfurt a. M. 1989.

9 l. c., p. 158.

Diese sogenannte Ich-Identität ist dann getragen von der Überzeugung, »[...] daß das Ich wesentliche Schritte in Richtung auf eine greifbare kollektive Zukunft zu machen gelernt hat und sich zu einem definierten Ich innerhalb einer sozialen Realität entwickelt.«¹⁰ Solcherart Identität besteht also einerseits aus einer Einpassung in die soziale Realität, andererseits in der Selbstgewißheit seiner selbst und deren Kontinuität. Diese beiden Aspekte werden dann auch als »soziale Identität« und »personale Identität« unterschieden;¹¹ sie bilden in der Weise einen Kreuzungspunkt des Temporalen und des Sozialen, wie es die Sozialphilosophie des kommunikativen Textes auch für diesen reklamiert, so daß sich die Frage auftut, der unsere gesamte Untersuchung gewidmet ist, nämlich ob Identität, statt in den Individuen beheimatet zu sein (wenn auch sozial bedingt und veranlaßt), vielmehr im Zwischen, im Medium zwischen den Individuen zu lokalisieren sei. Für Habermas aber faßt Helmut Dubiel folgendermaßen zusammen:

»Die persönliche Identität äußert sich in der Einheit einer unverwechselbaren Lebensgeschichte, die soziale Identität in der Zugehörigkeit eines Individuums zu verschiedenen Bezugsgruppen. Persönliche Identität sichert ›vertikal‹ die Konsistenz eines lebensgeschichtlichen Zusammenhangs, soziale Identität garantiert ›horizontal‹ die Erfüllbarkeit der differierenden Ansprüche aller Rollensysteme, denen die Person zugehört. Ich-Identität ist für Habermas so die Balance von sozialer und persönlicher Identität. Hergestellt und aufrechterhalten wird diese Balance durch eine nur paradox zu beschreibende Interaktionstechnik: Einerseits insistiert die Person auf ihrer sozialen Identität, indem sie mit den Gegenspielern der jeweiligen Interaktionssituation im Rahmen normierter Erwartungen identisch zu sein versucht (phantomnormalcy); andererseits versucht sie, diese Identität als eine nur scheinhafte zu signalisieren, um nicht den Anspruch auf individuelle Unverwechselbarkeit aufgeben zu müssen (phantomuniqueness). Ich-Identität ist schließlich – und damit vereint Habermas alle vorläufigen Definitionen – die Fähigkeit, die gestörte Balance jener zwei Fiktionen wiederherzustellen.«¹²

In seiner »Theorie des kommunikativen Handelns« von 1981 bindet Habermas dann sein Identitätskonzept erneut stark an Meads Theorie an und verknüpft sie zugleich mit der Idee der »idealen Kommunikationsgemeinschaft«. Dieser entspreche »eine

10 I. c., p. 17.

11 So explizit und einflußreich J. Habermas: Erkenntnis und Interesse. Frankfurt a. M. 1968, p. 178-203; s. auch ders.: Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden? In: ders.: Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus. 6. Aufl. Frankfurt a. M. 1995, p. 92-126.

12 H. Dubiel: Identität, Ich-Identität. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie, hrsg. v. J. Ritter (†) u. K. Gründer, IV. Basel, Stuttgart 1976, Sp. 148-151; cf. auch ders.: Identität und Institution. Düsseldorf 1973, p. 77-92.

Ich-Identität, die Selbstverwirklichung auf der Grundlage autonomen Handelns ermöglicht. Sie bewährt sich in der Fähigkeit, der eigenen Lebensgeschichte Kontinuität zu gewähren.«¹³ Die in den folgenden Kapiteln entwickelte Begrifflichkeit der Identität als Ereignis als der der Postmoderne angemessenen Begrifflichkeit hat als einen der zentralen Punkte, diese enge Kopplung von Identität und Kontinuität, aufzulösen. Bei Habermas hat das Identitätskonzept sehr starke normative Untertöne. Wir werden demgegenüber im folgenden zu fragen haben, ob und wie Identität in einer sozialphilosophisch begriffenen Postmoderne Bestand haben kann und dann in genealogischer Einstellung, welchem Wandel das Identitätskonzept in diesem Übergang unterlegen ist.

In einem normativitätskritischen Sinn diagnostiziert beispielsweise auch Alfred Schäfer eine »Ungleichzeitigkeit der Identität«¹⁴ und folgert kritisch, daß Identität die Forderung impliziere, »dass das Ich immer und unter allen Umständen mit sich identisch sein solle.«¹⁵ Er hält dem entgegen, daß jede Selbstthematisierung qua Differenzzeugung Abgründe der Fremdheit eröffnet, sowohl für das Selbst als auch für den Anderen. In dieser alle Identität begleitenden Differenz Erfahrung der Nichtidentität mit sich erscheint die postmoderne Struktur der Dezentrierung des Subjekts. Die Parole kann daher nicht mehr sein ›Sei identisch‹, sondern sie wird vorrangig sein ›Erspüre deine Nichtidentität‹, oder anders gesagt, nicht ›Erkenne dich selbst‹ (sc. in einem langwierigen Prozeß der Selbsterfahrung), sondern ›verkenne dich selbst‹ (im lebendigen Moment der Selbstverkennung).

Es scheint mir aber ein theoretischer Irrweg zu sein, aus den Befunden zu folgern, daß das Individuum sich heutzutage einfach mehrere Identitäten zuzulegen habe. Denn dann kommen schnell die Einheitsfanatiker und machen zu recht geltend, daß diese Vielheiten doch durch eine sie organisierende Einheit zusammengehalten werden müßten und diese Einheit dürfe man dann als die eigentliche Identität bezeichnen. Das ist beispielsweise die theoretisch fatale, abschließende Konsequenz, die Norbert Meuter zieht: »[...] sichern dem Identitätsbegriff wohl auch weiterhin seine zentrale Stellung in der philosophischen und kulturwissenschaftlichen Theorie der Person.«¹⁶

Aus psychologischer Sicht – die zwangsläufig anthropozentriert verfahren muß – sagt angesichts der angeführten Erfahrungen unserer Zeit Jürgen Straub: »Viel wichtiger für die Theorie personaler Identität ist der Begriff der ›Kohärenz‹. Damit ist ein stimmiger Zusammenhang bzw. Verträglichkeit von sozialen Positionen und Rollen

13 J. Habermas: Theorie des kommunikativen Handelns II. Frankfurt a. M. 1981, p.150.

14 A. Schäfer: Abwesende Anwesenheit. In: Transitorische Identität, hrsg. v. J. Straub u. J. Renn. Frankfurt a. M., New York 2002, p. 392-408.

15 l. c., p. 393.

16 N. Meuter: Identität, p. 1213.

gemeint, die ein Mensch in verschiedenen Lebensbereichen und Handlungsfeldern [...] in der aktuellen Gegenwart einnimmt.«¹⁷

Aus den Befunden wäre zu allererst die Konsequenz zu ziehen, Identität nicht mehr auf das Individuum zu beziehen, sondern die Perspektive auf das Soziale selbst, den sozialen Prozeß im Zwischen, d.h. den kommunikativen Text, umzustellen, um nicht Gefahr zu laufen, die neuen Erfahrungen in der Postmoderne (z.B. der Medialität) mit den alten Kategorien (mißzu)deuten.

0.2 DER NEUEINSATZ BEI DER PROBLEMATIK IN DER MEDIALEN POSTMODERNE

Wenn das Soziale über das Zwischen, m.a.W. über Medialität definiert ist und wenn die Positionen dieses relationalen Prozesses, des kommunikativen Textes, als Selbst, Anderer (und Dritter) definiert sind, dann stellt sich die Frage, ob überhaupt und wie dann von einer Identität eines solchen Selbst gesprochen werden darf oder wie Identität gegebenenfalls anders zu lokalisieren sei. Denn die Funktionspositionen im kommunikativen Text sind nicht fest an bestimmte Personen vergeben, sondern die Besetzung der Positionen wechselt. Können wir dann überhaupt noch von einer Identität des Selbst sprechen, oder bleibt uns nur die Redeweise, daß sich in den wechselnden Positionen eine Identität einer Person trotz verschiedener Positionseinnahmen durchhält? Schließlich bleibt die Option, dem Prozeß und nur dem Prozeß die Identität zuzuschreiben. Selbst die funktionale Bestimmung von Identität, die Luhmann vorschlägt,¹⁸ meint eine »Nichtaustauschbarkeit im Hinblick auf eine einzelne Funktion und strukturell als Kompatibilität verschiedener Strukturen«. Vielleicht bleibt am Ende nichts anderes übrig, als zufolge der Prozessualität Identität nicht mehr als Kontinuitätsgewähr, sondern im Gegenteil als ein die Kontinuität brechendes Ereignis zu begreifen.

Im ersten Kapitel jedoch werden wir den klassischen Linien einer Identität in Prozessen folgen, die dann Positionen im Prozeß zugeschrieben werden kann. Und das heißt zunächst, Geschichte als Rahmen für Identitätskonstruktionen zu verstehen. Kurz gesagt, es wird im ersten Kapitel ausgegangen vom modernen Begriff der narrativen Identität. Zur Vorbereitung der Umstellung der Theorie von der Subjektzentrierung auf die Medialitätszentrierung wird im zweiten Kapitel der Begriff des Mediums und der Medialität entwickelt. Im dritten, kurzen Zwischenkapitel wird es dann gehen um die Folgen der Umorientierung für den Begriff des sozialen Wandels. Das

17 J. Straub: Identität. In: Handbuch Kulturphilosophie, hrsg. v. R. Konersmann. Stuttgart, Weimar 2012, p. 334-339, hier p. 338.

18 N. Luhmann: Rechtssoziologie. Reinbek 1972, p. 358.

vierte Kapitel widmet sich der Ausformulierung eines Begriffs des Selbst in derjenigen Medialität, die wir den kommunikativen Text nennen. Das fünfte und das sechste Kapitel werden dann den Identitätsbegriff in der temporalen und der sozialen Dimension des kommunikativen Textes behandeln. Im siebten Kapitel werden Folgerungen aus der Sozialphilosophie des kommunikativen Textes für den Begriff der Dialektik gezogen. Im abschließenden achten Kapitel wird dann als Konsequenz aus den vorhergehenden Kapiteln der Begriff der Identität als Ereignis entwickelt und begründet.